

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Neunzehntes Kapitel.

Der Mann, von dem die Wäderting des Lofes der Gefangenen in Petersburg abhing, war ein mit Orden geschmückter — die er übrigens mit Ausnahme eines weißen Kreuzes im Anoploch nicht trug — wohl verdienter, aber wie es hieß, schwachsinzig gewordener alter General und deutscher Baron. Er hatte im Kaukasus gedient, wo er dieses von ihm besonders geschätzte Kreuz erhalten, weil eine Anzahl russischer gefangener Bayern mit Hünten und Bajonetten unter seinem Kommando mehr als tausend Menschen getötet hatten, die ihre Freiheit, ihr Heim, ihre Familie verteidigten. Später hatte er in Polen gedient und dort ebenfalls russische Bayern verschiedene Verbrechen begangen lassen, wofür er weitere Orden und Verzierungungen für seine Uniform erhielt. Darauf war er noch irgendwo thätig gewesen und hatte jetzt, als alter hinfälliger Mann, diesen mit schöner Wohnung, gutem Gehalt und Ansehen verbundenen Posten bekommen, auf dem er sich gegenwärtig befand. Er führte strenge die Vorschriften seiner vorgesetzten Behörde aus und legte besonderen Wert auf ihre Erfüllung. Er maß jenen Vorschriften eine ganz besondere Bedeutung bei und hielt dafür, daß man alles auf der Welt ändern könne, nur diese Vorschriften nicht. Seine Pflicht bestand darin, politische Verbrecher, Männer und Frauen, in Einzelhaft gefangen zu halten, und zwar so, daß die Hälfte von ihnen in zehn Jahren zu Grunde ging, indem sie teils den Verstand verloren, teils an Auszehmung starben, teils Selbstmord begingen: die einen schnitten sich die Pulsadern mit Glasfingerringen auf, andre erhängten sich oder verbrannten sich selbst.

Der alte General war nicht ohne Kenntnis all dieser Vorfälle; aber sie rührten sein Gewissen nicht stärker als Unglücksfälle, die durch Unwetter, Ueberschwemmungen und so weiter hervorgerufen wurden. Diese Fälle passierten infolge strenger Erfüllung der Vorschriften „von oben“, im Namen Seiner Majestät des Kaisers. Diese Vorschriften mußten unbedingt erfüllt werden; deswegen war es vollkommen zwecklos, an die Konsequenzen dieser Erfüllung zu denken. Der alte General gestattete sich einfach nicht, an diese Dinge zu denken, sondern hielt es als Soldat für seine patriotische Pflicht, sie zu vergessen, aus Furcht, er könnte sonst in Erfüllung der seiner Meinung nach sehr wichtigen Pflichten erschlaffen. Einmal in der Woche besuchte der alte General alle Gefängniszellen — was zu seinen Obliegenheiten gehörte — und fragte die Gefangenen, ob sie irgend welche Bitten hätten. Die Gefangenen hatten alle möglichen Bitten. Er hörte sie ruhig in undurchdringlichem Schweigen an und erfüllte niemals auch nur einen der Wünsche, weil alle gegen die gesetzlichen Bestimmungen verstießen.

Als Rechljudow zum Hause des alten Generals hinfuhr, spielte das Glockenspiel auf dem Turm mit seinen feinen Tönen „Wie herrlich ist der Herr, mein Gott“ und dann schlug es zwei Uhr. Dieser Glockenschlag rief Rechljudow in das Gedächtnis zurück, was er in den Memoiren der Dezemberbrüder gelesen: wie diese süße, stündlich wiederkehrende Musik in den Herzen der auf Lebenszeit Eingeterterten wiederhallt. Der alte General saß, als Rechljudow an die Auffahrt zu seiner Wohnung heranzufuhr, im dunkeln Besuchszimmer an einem kleinen Tisch mit eingelegter Arbeit und rückte mit einem jungen Mann, einem Künstler und Bruder eines seiner Untergebenen, eine Untertasse auf einem Blatt Papier. Die dünnen, feuchten, schlaffen Finger des Künstlers waren in die rauhen, ungeligen und in den Gelenken verknocherten Finger des Generals gelegt, und diese vereinten Hände hüpfen mit der umgestülpten Untertasse auf einem Vogen Papier hin und her, auf dem alle Buchstaben des Alphabets dargestellt waren. Die Untertasse antwortete auf die Frage des Generals, wie sich die Seelen nach dem Tode erkennen würden.

In dem Augenblick, als einer der Wünsche, der das Amt eines Kammerdieners versah, mit Rechljudows Visitenkarte ins Zimmer trat, sprach durch Vermittlung der Untertasse die Seele Jeanne d'Arcs. Die Seele Jeanne d'Arcs hatte buchstabensweise schon die Worte gesagt: „sie werden sich erkennen“ und das war niedergeschrieben worden. Als der Wunsch kam, war die Untertasse einmal bei „n“, dann beim Buchstaben „e“ und wieder bei „n“ stehen geblieben und begann nun hin und her zu hüpfen. Sie hüpfte aber deswegen, weil der folgende Buchstabe nach Meinung des Generals abermals ein „n“ sein mußte, das heißt, Jeanne d'Arc sollte seiner Meinung nach sagen, die Seelen würden sich erst nach Reinigung von allem Irdischen oder etwas Ähnlichem erkennen, und deswegen mußte der folgende Buchstabe ein „n“ sein; der Künstler dagegen glaubte, der folgende Buchstabe würde „a“ sein, und der Geist würde sagen, die Seelen würden sich am Licht erkennen, das vom Ahralleibe der Seelen ansänge.

Der General runzelte finster seine dicken, grauen Augenbrauen, schaute unerblickt auf die Hände und zog die Untertasse, indem er glaubte, sie bewege sich von selbst, zum „n“ hin. Der junge blutlose Künstler aber mit seinen hinter die Ohren gelegten dünnen Haaren schaute mit leblosen blauen Augen in eine dunkle Zimmerecke, bewegte nervös die Lippen und zog die Fasse zum „a“. Der General machte wegen der Unterbrechung in seiner Beschäftigung ein ärgerliches Gesicht, nahm nach kurzem Schweigen die Visitenkarte, setzte sein Püncenz auf und erhob sich stöhnend vor Kreuzschmerzen in seiner ganzen Größe, wobei er die erstarrten Finger rieb.

„Bitte ihn ins Arbeitszimmer.“

„Erlauben Eure Exzellenz, daß ich es allein zu Ende führe,“ sagte der Künstler sich erhebend, „ich fühle die Gegenwart des Geistes.“

„Gut, machen Sie es zu Ende,“ sagte der General streng und wandte sich mit großen Schritten seiner einwärts gebogenen Beine entschiedenen, gemessenen Ganges in das Arbeitszimmer.

„Freut mich, Sie zu sehen,“ sagte der General zu Rechljudow in grobem Ton freundliche Worte und deutete dabei auf einen Behufstisch am Schreibtische. „Sind Sie schon lange in Petersburg?“

Rechljudow sagte, daß er kürzlich angekommen sei.

„Geht es der Fürstin, Ihrer Frau Mutter gut?“

„Meine Mutter ist gestorben.“

„Verzeihen Sie, es hat mir sehr leid gekonnt. Mein Sohn sagte mir, daß er Ihnen begegnet sei.“

Der Sohn des Generals hatte ebensolche Karriere gemacht, wie der Vater; nachdem er die Kriegsakademie durchgemacht, war er jetzt im Stundschafsbureau angestellt, und war sehr stolz auf die Beschäftigung, die ihm aufgetragen wurde. Sie bestand in der Ueberwachung der Regierungsspione.

„Besteht sich, ich habe mit Ihrem Vater zusammen gedient. Wir waren Freunde, Gefährten. Wie ist es, stehen Sie im Staatsdienst?“

„Nein, ich nicht.“

Der General senkte mißbilligend den Kopf.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr General,“ sagte Rechljudow.

„Se—e—ehr angenehm. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Wenn meine Bitte unpassend ist, so verzeihen Sie mir das, bitte. Aber ich muß sie unbedingt vorbringen.“

„Was ist es denn?“

„Bei Ihnen befindet sich ein gewisser Gurtelwitsch in Haft. Dessen Mutter bittet um ein Zusammentreffen mit ihm, oder wenigstens um die Erlaubnis, ihm Bücher übergeben zu dürfen.“

Der General drückte bei Rechljudows Frage weder Vergnügen noch Mißbilligung aus, sondern neigte den Kopf auf die Seite und drückte die Augen zu, als dächte er über etwas nach. Eigentlich dachte er über gar nichts nach und interessierte sich nicht einmal für Rechljudows Frage, denn er wußte sehr gut, daß er ihm so antworten würde, wie das Gesetz es vorschrieb. Er ruhte einfach in Gedanken aus und dachte an gar nichts.

„Sehen Sie, das hängt nicht von mir ab,“ sagte er nach

kurzen Ausruhen. Es giebt über dieses Ammentreffen eine allerhöchste beställigte Verordnung, und in der erlaubt ist, das wird eben erlaubt. Was aber die Bücher betrifft, so haben wir eine Bibliothek, und daraus werden ihnen die gegeben, welche erlaubt sind.“

„Ja, aber er braucht wissenschaftliche Werke: er will sich beschäftigen.“

„Glauben Sie das nicht.“ Der General schwieg. „Das geschieht nicht, um sich zu beschäftigen, sondern ist nur so eine Unruhe.“

„Man muß doch aber in einer so schweren Zeit, wie sie sie durchmachen, sich mit irgend etwas beschäftigen!“ sagte Rechsindow.

„Die beklagen sich immer, erwiderte der General. „Wir kennen die Leute schon . . .“

Er sprach von ihnen, wie von einer ganz besonderen Menschenklasse.

„Dabei werden ihnen hier Bequemlichkeiten gewährt, wie man sie selten in Gefängnissen antrifft,“ fuhr er fort.

Und er begann gleichsam zu seiner Rechtfertigung ausführlich alle Bequemlichkeiten zu schildern, welche den Eingesperrten gewährt wurden, als wenn der Hauptzweck dieser Anstalt darin bestände, einen angenehmen Aufenthaltsort für die dort eingesperrten Personen zu bieten.

„Früher ging es wirklich ziemlich strenge her, aber jetzt werden sie hier sehr gut gehalten. Sie bekommen drei Gerichte zu essen, darunter immer ein Fleischgericht; Klops oder Kotteletts. Sonntags haben sie sogar noch ein viertes — eine süße Speise. Gabe Gott, daß jeder Russe so speisen könnte!“

Sobald der General, wie alle alten Leute, einmal auf seine auswendig gelernte Erzählung zu reden kam, wiederholte er ausführlich alles das, was schon so oft zum Beweis der Unbescheidenheit und Unabbarkeit der Gefangenen von ihm vorgetragen war.

„Sie bekommen Bücher religiösen Inhalts, wie auch alte Zeitschriften. Wir haben eine Bibliothek angemessener Werke, nur wird selten darin gelesen. Zuerst scheint es ja, als interessieren sie sich dafür, aber dann bleiben selbst die neuen Bücher halb unausgeschlitten, und in den alten wird kein Blatt umgewandt. Wir haben sogar die Probe gemacht,“ sagte der General mit einer schwachen Nachahmung eines Lächelns: „wir legen absichtlich einen Zettel hinein. Der bleibt stets drinnen und wird nicht herausgezogen. Ebenso ist ihnen auch das Schreiben nicht verboten,“ fuhr der General fort. „Sie bekommen eine Schiefertafel und einen Griffel, so daß sie zu ihrer Zerstreung schreiben können. Sie können die Schrift auflösen und wieder schreiben, aber sie schreiben ebenfalls nicht. Nein, sie werden sehr bald ganz ruhig, nur anfangs gebärden sie sich unruhig, dann aber werden sie sogar dick und ganz still,“ sagte der General.

Rechsindow hörte seine heisere Greisenstimme, schaute auf diese steif gewordenen Glieder, auf die erloschenen Augen unter grauen Brauen, auf diese greisenhaften, rasierten Gängebäden, die von dem Uniformfragen gestützt wurden, auf dieses weisse Kreuz, auf das dieser Mann so stolz war, weil er es für ein außergewöhnlich grausames und umfangreiches Blutbad erhalten hatte, — und begriff, daß etwas erwidern, ihm die Bedeutung seiner Worte erklären — unnützlich sei. Aber er machte dennoch eine Anstrengung und fragte noch nach einer andern Sache, nach der Gefangenen Schustowa, über die er heute die Nachricht erhalten, daß befohlen sei, sie freizulassen.

„Schustowa? Schustowa? . . . Ich kenne sie nicht alle dem Namen nach. Es sind so viele,“ sagte er, augenscheinlich den Gefangenen die Ueberfüllung der Gefängnisse zum Vorwurf machend. Er klingelte und befahl, seinen Sekretär zu rufen.

Während der Sekretär herbeigerufen wurde, redete der General Rechsindow ins Gewissen, in Staatsdienste zu treten, und sagte dabei, daß ehrenhafte Leute vornehmer Herkunft — zu denen er sich selbst zählte — dem Vaterlande ganz besonders nötig wären. „Ich zum Beispiel bin alt und diene dennoch, so weit es meine Kräfte erlauben, dem Zaren . . . und dem Vaterland,“ fügte er hinzu, offenbar nur um seinen Satz schön abzurunden.

Der Sekretär, ein trockener, abgemagerter Mann mit unruhigen, verständigen Augen, trat ein und meldete, die Schustowa säße irgendwo gefangen, und Papiere, die sie betrafen, seien nicht eingegangen.

„Wenn wir sie erhalten, schicken wir sie am selben Tage

fort. Wir halten sie nicht fest, legen keinen besondern Wert auf ihre Gegenwart,“ sagte der General, wieder mit dem Versuch eines lächerhaften Lächelns, das nur sein altes Gesicht verzerrte. (Fortsetzung folgt.)

Der Muskatnußbaum.*)

Das eigentliche Vaterland des Muskatnußbaums, der botanisch den Namen *Myristica moschata* führt, sind die Molukken, eine durch ihren Reichtum an wichtigen Gewürzpflanzen berühmte, im Südosten Asiens gelegene Inselgruppe, wo unser Baum noch heute in Menge wächst und zuweilen, wie z. B. auf Amboina, ganze Wälder bildet. In der Heimat erreicht der schöne, stattliche Baum eine Höhe von 15–20 Meter; der aufrechte, gerade, mit schmutzig-olivengrüner Rinde bekleidete Stamm trägt eine stark verästelte, buschige Krone. Die wechselständigen, kurz gestielten Blätter sind immergrün, länglich-oval, ganzrandig und riechen in zerriebenem Zustande sehr aromatisch. Die Blüten sind zweihäufig, d. h. man findet auf dem einen Baume nur männliche, auf dem andern nur weibliche Blüten. Die männlichen Blüten sind in kleinen, blattwinkelständigen Trauben vereinigt, während die weiblichen einzeln in den Blattwinkeln sitzen. Für die inneren Organe der Blüte, für den Stempel bezw. die Staubgefäße, tritt bei beiden Geschlechtern an Stelle der fehlenden Blumenkrone als schützende Hülle der gelblichweiße Kelch ein. Die Frucht bildet eine rundlich-birnenförmige, fleischige Beere, die in der Längsrichtung mit einer Naht versehen ist, an welcher sie sich zur Zeit der Reife in zwei Klappen öffnet. Der Samen, die sog. Muskatnuß des Handels, ist sehr hart, kahl, außen dunkelbraun, im Querschnitt schön marmoriert und am Grunde in der Schale befestigt. Sie wird von einem lederartigen, vielfach gespaltenen Samenmantel umgeben, der in frischem Zustande purpurrot ist, beim Trocknen aber nach und nach saffrangelb wird und unter den Bezeichnungen „Macis“ oder „Muskatblüte“ gleichfalls auf den europäischen Markt gebracht wird.

Was die Geschichte des Muskatnußbaumes anbelangt, die so recht zeigt, wie unbarbarisch die Holländer in ihren überseeischen Besitzungen vorzugehen pflegten, wenn es sich um die Vergrößerung ihres Reichthums handelte, so weiß man mit Sicherheit, daß schon kurz nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien einige Europäer den Baum aus eigner Anschauung kennen lernten. Doch bereits lange vorher waren die Samen in Europa bekannt, denn schon seit dem 12. Jahrhundert begegnet man ihnen des öfteren in den Gewürzverzeichnissen; damals wußte man auch schon, wo ihr Vaterland ungefähr zu suchen sei. Den ersten Vorteil von dem Reichtum der Molukken an wertvollen Gewürzpflanzen hatten zwar die Portugiesen, als aber die Holländer ihnen diese Inselgruppe im Jahre 1605 abgenommen hatten, begann die Ausnutzung dieser Reichthümer in einer Weise, die schon mehr dem Raub ähnlich sah. Die Holländer waren in erster Linie darauf bedacht, aus den wertvollsten und wichtigsten Gewürzpflanzen der Molukken, dem Nelken-, Zimmet- und Muskatnußbaum möglichst großen Gewinn herauszuschlagen und beschränkten daher den Anbau des letzteren auf die Banda-Inseln, indem sie den Baum auf den übrigen Inseln des Archipels einfach androtteten. Um das Monopol, welches durch ein solches Vorgehen ja unbedingt zu Stande kommen mußte, noch besser auszunutzen zu können, wurden die auf den Banda-Inseln ansässigen europäischen Kolonisten angewiesen, auf dem größten Teile des ihnen überlassenen Landes Muskatnußbäume anzupflanzen und später ihre Ernten an Muskatnüssen und Muskatblüten zu bestimmten Preisen an die Regierung abzuliefern, welche sie nach Amsterdam und von dort auf den europäischen Markt brachte. Nun wurden zwar die Muskatnüsse früher in viel größerer Menge verbraucht, als es heute der Fall ist, aber trotzdem sammelte sich in Holland zu gewissen Zeiten ein solcher Vorrat an, daß die hohen Preise, welche für gute Ware gezahlt wurden, oft einen merklichen Rückgang erleiden mußten. Um dies zu verhindern, brachte die holländische Regierung nur so viele Rüsse auf den Markt, als gerade der Nachfrage gegenüber unbedingt erforderlich waren; die zurückbleibenden Vorräte wurden, wenn man sie nirgends mehr zu lassen wußte, auf irgend eine Weise verunstaltet, in den meisten Fällen, wie geschichtlich feststeht, verbrannt. Bei einem derartigen Verfahren war es natürlich, daß die holländische Regierung eine Ueberführung des Baums nach andern Kolonien mit allen Mitteln zu verhindern suchte, und so war es denjenigen europäischen Mächten, welche in der Nähe der Molukken Kolonien besaßen, lange Zeit unmöglich, auch ihrerseits den Muskatnußbaum pflanzenmäßig anzubauen, den Holländern Konkurrenz zu machen und das Monopol zu brechen. Ein Umschwung darin trat erst ein, als die Engländer sich, allerdings nur für kurze Zeit, der Inseln bemächtigten, welche Zeit denselben aber genügte, den Baum nach Ceylon, Singapore, Penang und Vorderindien zu bringen, wo bald größere Plantagen entstanden. Die Franzosen sorgten dann noch dafür, daß der Baum auch nach Cayenne und den Inseln Isle de France und Réunion, sowie nach Brasilien und Westindien kam. Nach Wiedereroberung der Molukken sahen sich die Holländer endlich veranlaßt, das Monopol aufzuheben, doch weniger, weil der Baum bereits in andern Ländern angebaut wurde, sondern weil ihnen die Durchführung des Monopols zu große Kosten verursachte. Trotzdem

*) Aus der Wochenschrift „Mutter Erde“. — Berlin W. Spemann.

man heute der Muskatnussbaum namentlich in Indien usw. angepflanzt wird, kommt doch noch der größte Teil der im Handel befindlichen Muskatnüsse von den Banda-Inseln, wo Boden und Klima für das Gedeihen des Baumes viel zu günstig sind, als daß hier mit der Zeit bei verständiger Kultur eine Verringerung der Erträge zu befürchten wäre.

Zum Gedeihen des Muskatnussbaumes sind vor allen Dingen genügende Luft- und Bodenfeuchtigkeit nötig, dazu eine warme Temperatur, die im Laufe des Jahres nur geringeren Schwankungen unterworfen ist. Es ist die Kultur daher nur im engeren Tropengürtel möglich, in welchem sich wieder die Inseln ihres gleichmäßig feuchten Klimas wegen am besten dazu eignen. Die Anzucht des Baumes erfolgt aus Samen; die im Handel befindlichen Rüsse sind als Saatgut nicht zu verwenden, da sie durch das Trocknen ihre Keimkraft eingebüßt haben. Die jungen Muskatnussbäume sind gegen die direkte Einwirkung der Tropenhitze sehr empfindlich, sind sie doch echte Urwaldpflanzen, die von Hause aus in tiefem Schatten aufwachsen. In den Plantagen muß daher lange vor der Anpflanzung der Muskatnussbäume für den nötigen Schatten durch Anpflanzung von Schattenpflanzen Sorge getragen werden. Hierzu eignet sich ganz besonders *Canarium canariense*, ein beträchtlich hoher Baum mit großen, dichten Schatten werfenden Blättern und ein gutes Speiseöl lieferndes Früchten. Außerdem werden als Zwischenpflanzung noch Bananen verwendet, die sehr schnell wachsen, die jungen Bäumchen in ihrer ersten Lebenszeit vorzüglich vor der Sonne schützen und später entfernt werden, nachdem sie noch vorher eine reiche Ernte geliefert haben. Bei guter Pflege beginnt der Muskatnussbaum schon im 8. Jahre zu tragen; seine volle Fruchtbarkeit erreicht er jedoch erst in einem Alter von 25 Jahren, die dann aber bis 30 Jahre lang anhält. Zu jeder Zeit im Jahre findet man Blüten, unreife und reife Früchte am Baum, welche letztere fortwährend zu ernten sich nicht recht lohnen würde. Man nimmt daher in der Regel zwei Ernten vor, eine Haupternte im November und Dezember, eine zweite von April bis Juni. Interessant ist es, daß sich die Eingeborenen des malayischen Archipels zur Ernte eines sehr praktischen Geräts bedienen, das ganz unsern Obststücken entspricht. Dasselbe besteht aus einem kleinen, ovalen Körbchen, welches halb offen, halb mit einem Deckel verschlossen ist und auf einen Bambusstab gesteckt wird. Am Rande der offenen Seite befindet sich eine lange, zweizählige Gabel, mit deren Hilfe die Frucht abgebrochen wird, die alsdann in das Körbchen fallen muß. Bei der Ernte wird sofort eine Auslese der Früchte vorgenommen. Die großen Früchte werden unter häufigem Umrühren am offenen Feuer ungefähr 2 Monat lang getrocknet, dann aufgeschlagen, die Kerne nach der Größe sortiert und in manchen Gegenden auch noch gefalzt. Das Kalten wurde von den Holländern eingeführt, um den Rüssen die Keimkraft zu nehmen, damit sie nicht in andern Kolonien ausgeät werden konnten, ist aber zwecklos, da die Keimkraft der Rüsse bereits beim Trocknen verloren geht. Obwohl man dies jetzt sehr wohl weiß, setzt man vielfach das Kalten weiter fort in der irrigen Meinung, daß es zur Präservierung der Rüsse diene. Durch dasselbe leiden aber sowohl das Aussehen wie Aroma der Rüsse. Der beste Schutz derselben gegen alle schädlichen Einflüsse sind die Schalen, in denen aber die europäischen Importeure die Kerne nicht nehmen wollen, während andererseits die chinesischen Kaufleute nur ungeschälte Ware verlangen. Die kleinen oder schadhafte Rüsse werden zu Muskatbutter verarbeitet, während die Samenmäntel, nachdem sie einige Minuten in Salzwasser getaucht worden sind, damit sie ihr Aroma behalten, an der Sonne getrocknet werden und als Muskatblüten oder Macis in den Handel kommen. Wie schon eingangs bemerkt, erblüht ihre in frischem Zustande blutrote Farbe bei dieser Prozedur bis ins Saffrangelbe. Gute Muskatblüten sollen eine helle, klare Farbe haben und stark gewürzig riechen. Von guten Muskatnüssen verlangt man, daß sie möglichst groß, schwer und fest sind, eine hellbraune Farbe und einen schön marmorierten Kern besitzen. Auch die Form spricht hier mit, werden doch die runden Früchte den länglichen allgem. vorgezogen. Die bereits erwähnte Muskatbutter wird durch Pressen der schwach gerösteten und dann zu Pulver zerstoßenen Rüsse gewonnen und kommt in wärfelförmigen, rötlichbraunen Stücken in den Handel. Aus den Muskatblüten, aber auch aus den Rüssen selbst, wird durch Destillation mit Wasser ein weißlich gelbes, nahezu farbloses Öl, das Macisöl, hergestellt, welches, ebenso wie die Muskatbutter, stark gewürzig riecht und schmeckt. —

Kurt Marquardt.

Kleines Feuilleton.

— Ein Besuch bei Thomas Theodor Heine. Im „Neuen Wiener Journal“ erzählt Ottomar Lamm-Bergler von einem Besuch, den er dem rasch beliebt gewordenen Zeichner des „Simplicissimus“ gemacht: „Thomas Theodor Heine hat sich in einer seiner ausgelassensten Satiren selber dargestellt, in dem Augenblick, da er nach überstandener Haft aus dem Gefängnis scheidet, in das ihn sein vornehmer Autorität sich beugender Witz gebracht, und da ihm der Präsident des Vereins zur Verbesserung entlassener Sträflinge mit einer der Weihe des Augenblicks entsprechenden Rede für den ferneren Lebenspfad eine Schmirrbartbinde: „Es ist erreicht!“ mitgibt. Der Künstler hat sich als schlottiger Jammergestalt, mit eingefallenen Wangen und ruppigen Bartfloppen gezeichnet. Das heißt wirklich,

von dem Rechte zur Karikatur weitestgehenden Gebrauch machen. Vor mir steht nämlich ein bildhäßlicher junger Mann von nicht viel mehr als dreißig Jahren, münchenerisch wohlgenährt, mit kolletem, kleinem, schwarzem Schmirrbärtchen, einer feiden aber nicht künstlich dreifürten Stirnlocke und mit einem fröhlichen, in Lebensfreude lachenden, dunklen Augenpaar. Auf der Gasse möchte man ihn für einen Couleurfürstenden halten. Mit beträchtlichem Unrecht allerdings, denn er ist ein Feind der Aneiperei, des Spiels, des Rauchens und mancher sonstigen Laster, die das Dasein so angenehm machen. Darum war es ihm auch auf der Festung Königstein so riesig sad. Von den mit ihm inhaftierten Duellanten trennten ihn seine abstinenzlerischen Gewohnheiten und die Specialunterhaltung, die man dem verhafteten Künstler schon in der Untersuchungshaft zugewiesen hatte, konnte ihm keinen vollen Ersatz für die sonstigen Entbehrungen bieten. Heine hatte nämlich die Mission, täglich die intimsten Appartements einer grünblühen Reinigung zu unterziehen. Damit meinte man seinen Uebermut für ewige Zeiten zu kniden. Er lacht übers ganze Gesicht bei diesen autobiographischen Mitteilungen. Dann zeigt er auf das Tischchen aus weichem Holz, an dem er eben gearbeitet, auf die paar Schränke und die überall, auf den Stühlen, auf Tisch, Divan und Fußboden herumliegenden Mappen und Blätter und lacht wieder. „Auch ein Atelier, nicht wahr?“ — Konstant streift er einige Zeichnungen von einem Stuhl, läßt mit einer drohigen Verbeugung zum Sigen ein und bringt das Cigarrentischchen. Mit Widerstreben spricht er von sich selber.

„In Oberammergau waren Sie? Ich will die geschäftskundigen Bauern demnächst im „Simplicissimus“ ein wenig frozeln. Sobald ich Zeit habe. Momentan giebt's Postarbeit für „Die Insel“: Ornamentchen, Rignettchen, Zierleisten im lieben Wiedermeierstil. Bitte, hier sehen Sie!“

Er zeigt die Skizzen. Die Bemerkung, daß seine Zeichnungen in der ersten Ausstellung der Wiener Seceffion so lebhaftes Interesse erwecken, freut ihn.

„Es sind mir auch aus Wien verschiedene Kaufangebote gemacht worden. Schließlich habe ich, da nach meiner Meinung diese Dinge nur für den Tag, für die Tagesgeschichte sein sollen, um die Verehrung meiner Schmirren abzusprechen, für jedes Blatt einen „blödsinnig hohen Preis“ gefordert, sechshundert Mark — und er ist bezahlt worden.“

„Ihm nicht als „Deklassierter“ zu gelten, malt Heine auch hier und da, wenn ihm sein „journalistischer Vernunft“ hierzu Mühe läßt. Denn eigentlich schreibt er für den „Simplicissimus“; zuerst findet er den Text, den er, weil er nun schon einmal die Düsseldorf'schen Malerakademie mit gutem Erfolg absolviert hat, nachträglich auch gleich selber illustriert. Seine letzten Bilder hat er nach Berlin geschickt. Mit der Münchener Seceffion ist er böse, oder sie auf ihn. Sie haben ihm die guten Arbeiten zurückgewiesen und die schlechten angenommen, jedoch schlecht gehängt. „Hübsch oben.“ Ueberhaupt ist er gegen jede solche Vereins- und Klubmeierei, bei der es, wie er meint, sich gewöhnlich doch nur darum handelt, daß Wenige mit Hilfe und auf Kosten vieler in Scene gesetzt werden.“

— Ueber wie viel Wörter verfügt ein dreijähriges Kind?

Diese Frage versucht ein Mitarbeiter der „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ in deren neuester Nummer durch eine Erhebung zu entscheiden, die er an dem Wortschatz seines eignen Kindes angestellt hat. Der Knabe war drei Jahre und zwei Monate alt. Er war durchaus nicht etwa besonders gedrillt worden, damit er möglichst viele Wörter sprechen lerne, im Gegenteil wurde ihm keine Anregung gegeben, Wörter anzuwenden, die für ihn noch unverdaulich waren. Damit darf wohl von allen 3 bis 3 1/2-jährigen gesunden Kindern gebildeter Eltern angenommen werden, daß sie einen ebenso großen oder einen noch größeren Wortschatz besitzen. Das Ergebnis der Zählung war, daß der Junge über 620 Wörter verfügte. Davon waren 130 Zeitwörter und 39 zusammengesetzte Hauptwörter. Die zusammengesetzten Hauptwörter waren: Apfelbaum, Birnbaum, Weisliß, Briefträger, Hügelchen, Butterblume, Butterbrot, Eisenbahn, Erdbeere, Fingerhut, Geldtäschchen, Großmutter, Großvater, Handschuh, Hosenträger, Kaffeebohne, Kaffeelatte, Kohlenbeden, Kopfschmerz, Kornblume, Namenstag, Ruchbaum, Postwagen, Purzelbaum, Schaufelpferd, Schmirrbart, Schreibtisch, Schreibstift, Schublade, Schwarzbrot, Spielsachen, Stachelbeere, Stodisch, Tintensaß, Tischstuch, Wärmemesser, Wetterglas, Zuckerwasser, Zündholz. —

Volksskunde.

— In der letzten Sitzung des Vereins für Volksskunde sprach Dr. Max Bartels über die Schafsknochen in volkskundlicher Beziehung. Einem Bericht der „Vossischen Ztg.“ entnehmen wir folgendes: Die Verwendung der Tierknochen zu allen möglichen Geräten war nicht nur eine Eigentümlichkeit der Urzeit, sie findet sich auch heute noch. Naturgemäß sind es die leicht zu habenden Knochen der Haustiere, die vor allem benutzt werden, und namentlich die Knochen des Schafes erweisen sich als nützlich zu manchen Dingen. Da ist z. B. das Sprunggelenk (Talus oder Astragalus) ein beliebter Gegenstand; es dient als eine Art Würfel, weil man es nicht nur leicht auf seine rechte, linke, vordere oder hintere Seite legen kann; sondern weil dann auch die nach oben liegende Seite jedesmal einen ganz verschiedenen Anblick darbietet. Das Würfelspiel mit den Astragalen blüht auf ein sehr hohes Alter zurück. Schon die Jugend im alten Rom pflegte sich an ihm zu ergötzen. Ueberall, wo die Römer ihre Kultur in

eroberte Länder brachten, haben sich auch Astragalus unter den Beigaben der Toten gefunden, oft sogar Nachahmungen aus Bronze oder Bergkristall in natürlicher Größe. Uebrigens ist das Spiel viel älter; denn in der „verbrannten Stadt“ von Troja fand Schliemann Sprungbeine vom Schaf, und eine Stelle im Homer (Beschöpfung des schlafenden Achill durch den Schatten des Patroklos) deutet an, daß sie als Würfel benutzt sind. Vielfach ist das Astragaleuspiel wohl nur als „Paar oder Lupaar“ ausgeübt worden, dann aber etwa in der Weise des „Ueberhändchenspiels“, ferner als eine Art Kurnelspiel und endlich wirklich zum Würfeln. Man findet Astragalus mit bezifferten Flächen. In Birchows Werken über das Gräberfeld von Koban (Kaukasus) sind Astragalus abgebildet, die von den alten Offizieren herrühren. Sie zeichnen sich durch eine Lingsbohrung aus und sind von den Spielern wahrscheinlich an Schnüren aufgereiht getragen worden, damit sie nicht leicht verloren gehen sollten. Auch ergab das Gräberfeld von Samthawo bei Tiflis Schafs-Sprungbeine als Grabbeigaben, aber nur in Kindergräbern. Zwei Flächen dieser Sprungbeine sind innen abgeglättet. Die Kraben im Konstantin spielen übrigens heutzutage noch mit den Astragalen, und bis tief nach Persien hinein (auch in Ungarn) soll man sich mit diesem Spiele belustigen. Es ist ferner bei den Türken, wie bei den Arabern im Gebrauche. Das Ueberhändchenspiel im Harze (Benuigerode) wird mit einem Astragalus (und einem Kasse) von kleinen Mädchen gespielt. Es hat Ähnlichkeit mit dem früher auch bei der Berliner Jugend beliebten Fassetn oder Fasseten und besteht aus einer großen Zahl von Kouren, die eine mehr oder weniger große Geschicklichkeit erfordern. Es kommt dabei viel darauf an, welche Lage die Astragalus haben, kehren sie eine der beiden Seitenflächen nach oben, so nennt man das „Ständer“, ist die hintere gewölbte Fläche oben, so heißt das „Wider“, liegt endlich die vordere Seite oben, auf der eine große mittlere Grube die Gelenkflächen von einander trennt, so heißt das „Löcher“. Das Spiel ist lediglich ein Geschicklichkeits- und kein Glücksspiel, während bei den Römern die Astragalus vielfach zum Glücksspiele benutzt wurden. Vom Würfeln zum Orakelwerfen ist aber nur ein Schritt, und so finden wir den Astragalus auch schon im Altertum als Wurforakel in Anwendung: „Astragalomanthia“. Im Island sagt man heute noch aus dem Astragalus wahr. Ein solcher Orakelknochen heißt „Wala“, entsprechend dem Namen der weisjagenden Frauen im nordischen Altertum. Das Orakel wird so ausgeführt, daß der Fragende sich den Astragalus auf den Kopf legt, eine Beschöpfungformel spricht und dann den Knochen durch leichtes Nicken zu Boden schleudert. Fällt er so, daß die hintere Gelenkfläche nach oben liegt, so bedeutet das ein „Ja“, umgekehrt bedeutet die vordere Gelenkfläche mit der Grube „Nein“. Die Seitenflächen lassen die Sache unentschieden. Da die Schafzucht früher auf Island eine große Rolle spielte, so nahm das Sprungbein des Schafes an dieser Rolle teil. Die isländische Sage erzählt vom „Knochenroa“, einem Abenteurer oder Räuber, der ein aus Astragalen zusammengesetztes Gewand, eine Art Panzer, trug; dieser Knochenpanzer machte unüberwindbar. Neben dem Sprungbein ist auf Island auch der Metatarsus, der Mittelfußknochen des Schafes, im Gebrauch. Die Isländerinnen färben diesen, den sie Leggur nennen, schön hellgrün, blau oder schwarz, zieren ihn auch wohl mit Malerei oder Ornamenten und benutzen ihn so zum Aufwickeln der Wollfäden. Inwiefern feht man Leggurs, die an einem Ende bis zur Markhöhle angebohrt und ihres Markes beraubt sind. Solche Leggurs dienen einem guten Schutz gegen Gespenster, die man mit List in den Leggur hineinbannen kann. Die isländische Sage liefert hierzu manche Belege. Das Hinterbein des Schafes dient auf Island als Amulett gegen Stimmheit und Stottern. Die Kirgisen und ihre Nachbarvölker, auch die Südslaven benutzen das Schulterblatt des Schafes zum Wahrsagen, und zwar muß es bei den Südslaven das Schulterblatt des zu Weihnachten als Festbraten verzehrten Schafes sein. Jeder Teil des eigenartig geformten Knochens hat dabei seinen besondern Namen und seine besondere Wichtigkeit. Bei den Kalmücken wird das Schulterblatt im Herdfeuer weiß gebrannt und aus den Rissen und Sprüngen, die es dabei erhält, wird geweissagt. Früher muß diese Wahrsagerei aus dem Schulterblatt des Schafes auch in den deutschen Alpen üblich gewesen sein. Jüngere hat ein Gedicht des alten Wintler veröffentlicht, das den Titel „Die Blume der Jugend“ führt. Darin werden allerlei abergläubische Gebräuche aufgezählt, und schließlich heißt es: „Die sechs aus dem Schulterpain, was dem Menschen soll geschehen.“

Aus dem Tierreich.

— Der Eishai (Seymus microcephalus) heißt nordwärts „Haaferring“ und bildet auf der Spitzbergenbank zwischen Spitzbergen und den Bäreninseln und an der Küste Finnmarksens den Gegenstand eines besonderen Fischereibetriebs. In den Monaten Juni—August wird er hier mit Angeln oder mit den für diesen Zweck besonders eingerichteten Langleinen gefangen. Aus der Leber gewinnt man Thran. Auch die im Sommer 1899 vom Deutschen Seefischerei-Verein ausgesandte Expedition in das nördliche Eismeer schenkte dem Fange des Eishais ihre Aufmerksamkeit. War das peluniäre Ergebnis auch nur gering, so wurden doch einige interessante Momente über das Leben des Eishais aufgedeckt, welche die bisher bekannten Thatfachen ergänzen. Zunächst fanden die über die Gefräßigkeit des Eishais bekannt gewordenen Nach-

richten ihre volle Bestätigung; der Hai verschont selbst seinesgleichen nicht. Bemerkenswert ist aber, daß er sich hauptsächlich nur an festsitzende Beute heranzumachen scheint. Der Eishai beißt nur an die völlig ruhig hängende Angel, also nur dann, wenn das Schiff still liegt. Diese Beobachtung steht in direktem Widerspruch zu der Nachricht, welche Fabricius über die Fangmethode des freiwitigen Tieres gesammelt hat. Danach soll man den Eishai fangen, indem man den Köder (einen Sad mit faulem Fleisch oder einen Robbenkopf) auf den Galen steck und diesen hinter dem fahrenden Schiffe herichleppen läßt. Der Eishai soll zuschnappen und den Köder wieder fahren lassen; seine Begierde und Grefkraft werden aufs neue erweckt, indem man den Köder plötzlich zurückzieht. In dem Expeditions-Bericht (Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins, Nr. 1, 1900) wird aber ausdrücklich vermerkt, daß der Hai nur jagt, wenn ihn der Hunger treibt; im übrigen ist er ein faules Tier, das am liebsten thraniges Lard verzehrt, weshalb der Köder mit Thran gut zu durchtränken ist. Wegen seiner Vorliebe für den Genuß thranigen Laics wird das zeitweilig und stellenweis massenhafte Auftreten des Haaferring und das Vorkommen von Seehunden und Walfischadavern zurückgeführt. Man fand nämlich vielfach in dem Magen gefangener Eishais kleine Seehunde und Krallen von Seehunden; weil es ausgeschlossen erscheint, daß der träge Hai diese schlächtigen und gewandten Schwimmer lebend erbeutet hat, rühet die Nahrung wahrscheinlich von den durch die Fangschiffe an der Eisgrenze angeschossenen und unter dem Eis verendeten Tiere her. Zur Illustration seiner Gefräßigkeit dienen noch folgende Thatfachen: Die an der Angel gefangenen Seehundgenossen waren zum Teil angefressen; Eishais hatten ihnen die Leber herausgerissen, hatten sie zum Teil ganz verschlungen. An zwei Angeln wurden einmal drei Hais gefangen. Der dritte Hai hatte sich nämlich nicht allein damit begnügt, seinen Artgenossen die Leber auszuweiden, sondern hatte sich derart in den Körper des einen festgebissen, daß auch er mit herausgeholt wurde. Ebenfalls wurden geschossene Wale, welche vor dem Anbordhalten kurze Zeit am Boden gelegen hatten, von Haien angefressen; lapjgroße Speckstücke waren herausgerissen worden. — (Prometheus)

Humoristisches.

— Im Winter. Student (längere Zeit von einem älteren Herrn fixiert): „Wann fixieren Sie mich so?“
 Herr: „Ich sehe im Winter gern was Grünes.“ —
 — Ein gutes Herz. Klara: „Wenn wir verheiratet sind, will Jakob alles nach seinem eignen Willen einrichten.“
 Mutter: „Weshalb heiratest Du ihn denn dann?“
 Klara: „Um ihn über einen Irrtum aufzuklären.“ —

Notizen.

— Klassische Vorstellungen im Schloß zu Versailles beabsichtigt nach einer Nachricht in französischen Zeitungen der Direktor der Comédie française zu geben. —
 — Die Jury der Auktionsteilung auf der Weltausstellung hat 20 Medaillen zur Verteilung gebracht; ausgezeichnet wurden u. a. Leubach, Kroher, Horn, Thaulow und Kämt (Wien). —
 c. Eine Schmetterlings-Farm. In Eastbourne in der englischen Grafschaft Sussex befindet sich eine Schmetterlings-Farm, die William Dalman gehört, einem der bekanntesten Entomologen Großbritanniens und Begründer des prächtigen Insektenhauses im Loudsner Zoologischen Garten. Die Schmetterlings-Farm wird von Dalman zum größten Teil in den Gärten bei seiner Privatwohnung unterhalten, wo ein Gebiet von 1/4 Acres ihrer Kultur gewidmet ist. In seinem Gebäude kriechen Schmetterlinge Englands und der fremden Länder aus; sie werden aufgezogen und in großer Zahl verkauft; man kann Arten von 25 Pf. bis zu 600 M. kaufen. Wenn man Besitzer eines besonders seltenen Schmetterlings werden will, kann man bis zu 60 000 M. für ein Exemplar ausgeben. —
 — In verschiedenen Punkten Belgiens erschienen am Dienstag Millionen Insekten, die man zuerst für Heuschrecken hielt, die aber Wasserjungfern waren, am Himmel; ihr Vorüberziehen dauerte mehrere Stunden. Ganz Antwerpen war überschwemmt mit diesen Insekten. Alle Schiffe in den Häfen waren mit vielen Tausenden Wasserjungfern bedeckt; am Napoleonstai mußten die Schiffenlader die Arbeit einstellen. Ein Schwarm von Millionen dieser Insekten durchzog am genannten Tage auch die Wäfler Vorstadt Saint Gilles, wie die Stadt Ath. —
 — Schlagwetter-Explosion in einem Kohlen-schiff. „La Rotiere“ berichtet von einer Explosion köhngender Wetter in einem mit Kohlen für Paris beladenen Rafta zu Charleroi. Ein Schiffer begab sich in eine Kabine, die in direkter Verbindung mit dem vollgepackten Kohlenraum des Schiffs stand, und zündete ein Streichholz an, ohne an die mögliche Gegenwart des explodierten Gasgenießes zu denken. Es erfolgte sofort eine heftige Explosion, wodurch der Schiffer stark verbrannt wurde. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 10. Juni.